

Manfred Mixner
Anwesen
Erzählung vom Leben in einem Waldhaus



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2021

Literatur Nr. 131

1. Auflage November 2021

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverbild: Manfred Mixner

Autorenfoto: Wilfried Gottwald

Druck: Totem

ISBN 978-3-903322-38-7



GRAZ

MANFRED MIXNER
ANWESEN
Erzählung vom Leben in
einem Waldhaus

»Ich bin in den Wald gegangen, weil mir daran lag, mit Bedacht zu leben, es nur mit den Grundtatsachen des Daseins zu tun zu haben und zu sehen, ob ich nicht lernen könne, was es zu lernen gibt, damit mir in der Stunde des Todes die Entdeckung erspart bleibe, nicht gelebt zu haben.«

Walden oder Hüttenleben im Walde
(von Henry David Thoreau)

Im Jahre 2002, nach meiner vorzeitigen Pensionierung, entschloss ich mich Berlin zu verlassen und nach Schweden in unser Ferienhaus zu ziehen, das wir 1992 gekauft hatten. Neun Jahre später, im Sommer 2011, ging meine Frau Gabi in Pension und kam nach, unseren Berliner Haushalt haben wir aufgelöst. Das kleine Holzhaus liegt recht einsam an einem Waldsee, genannt Kraxasjön (krächzender See) am südlichen Rand der Gemeinde Markaryd, direkt an der Grenze zwischen Skåne und Småland. Es ist umgeben von Wald, dessen tiefer liegende Teile versumpft und meist undurchdringlich sind; auf den höheren Flächen finden wir einige trockene Wiesen und Weideflächen, die, als wir sie erworben haben, bereits stark verwildert waren; wir haben sie im Laufe der Jahre rekultiviert. Insgesamt umfasst unser kleines Anwesen über sechs Hektar. Am höchsten Punkt unseres Grundstücks habe ich die Bienenbeuten aufgestellt, fünfzig Meter unterhalb hat Gabi ihren Gemüse- und Blumengarten, daneben stehen ein Garten- und ein Hühnerhaus und ein paar Kaninchenställe, rundum haben wir Obstbäume gepflanzt. Die großen alten, immer mehr verfallenden Wirtschaftsgebäude haben wir vorerst nur durch einen stabilen Langbau ersetzt, in dem wir neben vielerlei Hausrat und Holz den Traktor und ein Auto stehen haben. Das älteste Gebäude des Anwesens, ein nicht ganz sechzig Quadratmeter großes Freizeithaus, das in Teilen langsam vermorschte, ist abgerissen. Ich habe direkt daneben ein Betonfundament errichtet und darauf für die etwa 16.000 Bücher, die wir im Laufe der vergangenen sechzig

Jahre gesammelt hatten, unser Bücherhaus gebaut, an das sich ein neues Wohnhaus anschließen sollte, aber daraus wird wohl nichts mehr werden. Im Vorhaus hängen an den Wänden einige der roten Grafiken und ein paar große Fotos aus meiner Bildersammlung; und dort lagern auch Rahmen und Laden meiner Bienenbeuten, Gläser für den Honig, Werkzeug, die Motorsägen, der Freischneider und andere Gerätschaften. An der Wand unter den Fenstern Archivschränke. Den 250 Meter langen Weg von der Bibliothek und dem Garten durch den Wald hinunter zu unserem Wohnhaus hatte ich Mitte der Neunzigerjahre selbst befestigt, mit etwa 200 Schubkarren voll Steinen und Schotter und mindestens ebenso vielen Schubkarren voll Kies – ich hatte damals noch keinen Traktor. Rund um das Ferienhaus, in dem wir wohnen, stehen riesige alte Föhren. Auf der Westseite mussten wir wegen der immer gefährlicher werdenden Winterstürme einige dieser Bäume fällen. Auf der von uns angelegten Wiese vor dem Hauseingang hat der Hund seinen Zwinger mit einer geräumigen, im Winter gut beheizten Koje. Ein Kanal ermöglicht die Durchfahrt mit dem Boot durch die ungefähr 150 Meter breite Verlandungszone hinaus auf den mehr als zwei Kilometer langen schwarzen See, der rundum von Wald umgeben ist. Die nächsten Nachbarn, Ingvar und Evi, wohnen etwa einen Kilometer entfernt, am dort noch öffentlichen Weg; etwas tiefer im Wald hatte sich der alte Holzhändler und Zimmermann Henning ein Holzhaus gebaut. Seit seinem Tod vor einigen Jahren wohnt dort nur noch sein nun auch schon über sechzig Jahre alter Sohn Conny. Verstreut im Wald gibt es noch ein paar meist nur in den Sommermonaten besuchte Ferienhäuser in dänischem Besitz. Nur selten verirren sich Touristen auf der Suche nach einem Zugang zum krächzenden See bis zu unserem Waldhaus. Bei feuchtem Westwetter hört man die Autobahn, bei Nordwind manchmal die Eisenbahn.

Denke ich, wenn ich die Augen aufmache, was ich sehe, oder sehe ich nur, was ich denke? Ein Kleiber läuft gerade einen Birkenstamm kopfüber hinab.

Die Wahrnehmungen und Erfahrungen aus bald zwanzig Jahren »einsamen« Lebens in die Beschreibung eines Jahrlaufs einfließen zu lassen, das habe ich mir jetzt vorgenommen. Bin noch unsicher, ob ich daraus ein Buch machen will.

Es ist kühler geworden. Auf den Wiesen, Weiden und Äckern liegen Nebelschleier. Habe im Birkenhain mit dem Freischneider das alte Gras, den Farn und das Gestrüpp gemäht. Drei Stunden, das waren drei Tankfüllungen. Dazwischen saß ich auf einem der großen Felsen in der Wiese und startete in den Fichtenwald. Nach dem Motorengeräusch neben meinem Kopf die Stille. Höre das Knarren der Baumwipfel, ein sich entfernendes Flugzeug. Meine Zikaden ganz weit im Hintergrund. Das Gurren der Waldtauben; sie werden die letzten der Zugvögel sein, die das Land im Herbst verlassen. Das Laub der riesigen Birke neben dem Garten leuchtet goldgelb.

Das Boot war auszuschöpfen, bevor das Regenwasser durch die Lüftungsschlitze in den Batterieraum rinnen konnte. Das im Wasser schwebende Herbstlaub mit in den Eimer fließen lassen. Im Moorwasser des Kanals versinkt es sofort.

Zurück vom Einkauf im Dorf blieben wir bei unserem Nachbarn stehen. Ingvar hat uns ein junges Wildschwein angeboten, das er in der Nacht vor zwei Tagen geschossen hatte. Er hat es gleich im Wald ausgenommen, abhäuten und zerteilen müssen wir es selber, er will kein Geld dafür. Er legt das Tier auf ein im Kofferraum unseres Autos ausgelegtes Papier. Fleischgeruch.

Hochnebel. Das zwischen Morgen- und Abenddämmerung immer kürzer werdende fahle Tageslicht macht mürisch. Langsam setzt das Warten auf den Stillstand ein. Nachts ist kein Stern zu sehen. Gabi hat einen Korb voll Hokkaido-Kürbissen geerntet. Im Keller liegt schon ein großer Netz-Sack mit den Kartoffeln, die sie vor einigen Wochen ausgegraben hat.

Drei Fichten hatte ich beim Auslichten des Jungwaldes inmitten der Birken zu nahe beieinander stehen lassen. Zumindest die mittlere wäre wegzuschneiden. Erinnerung mich an Thomas Bernhards rührselige Geschichte von den drei Tannen im Schnee.

Unsere drei Bienenvölker sind längst eingewintert. Es hat in den vergangenen Tagen so viel geregnet, dass ich das feucht gewordene Zeitungspapier auf den Deckbrettchen unter dem gut isolierten Blechdach der Beute demnächst austauschen muss. Die Bienen brausen. Wenn die hohe Luftfeuchtigkeit und die milden Temperaturen bis Neujahr anhalten, werden sie den Winter nicht überleben. Reinige die im Frühherbst aus den Beuten geholten Sperrgitter, streue das duftende Propolis und die Wachskrümel über das Anheizholz vor dem Ofen in der Bibliothek.

Bleibe jeden Morgen beim Spaziergang mit dem Hund gedankenlos auf einer Anhöhe (»Zur schönen Aussicht«) stehen und schaue durch den lichten Fichtenwald auf ein großes Moor. In diesen Tagen leuchtet es dunkel, rot. Der Hund wartet geduldig, schaut kurz in die gleiche Richtung wie ich, dann umkreist er mich, die Schnauze wieder auf dem Boden. Immer noch finden wir am Wegesrand frische Steinpilze. Gut ein Dutzend Kilo haben wir bereits in kleine Würfel geschnitten und in Portionsbeuteln in der Tiefkühltruhe eingefroren, einige Körbe voll haben wir in Scheiben geschnitten, dann in den elektrischen Trockner gelegt, und schließlich hat Gabi sie zu Pilzpulver vermahlen. Und die vielen Pilzgerichte!

Arbeitete vormittags trotz der Kälte an der alten Hobelbank, die mir Stig seinerzeit besorgt hatte, schnitt Latten für die Reparatur des Hühnerhauses zurecht. Die Gedanken verloren sich immer wieder in Erinnerungen, obwohl ich mich auf die Handgriffe konzentrierte. Vor mehr als dreizehn Jahren war ich zum ersten Mal bei Stig zu Besuch gewesen. Er lebte allein mit seiner zweiten Frau auf dem großen Bauernhof seiner Eltern am Rand eines von uns etwa 25 Kilometer entfernten Weilers. Die meisten der zum Teil mit Birken bewachsenen Weideflächen des Gehöfts hatte er verpachtet, nur auf den nahe dem Hof gelegenen Wiesen grast seine zwei Pferde. Im Garten neben dem Haus standen die selbstgebastelten Beuten seiner drei Bienenvölker. Ein Stück vom Haus entfernt hatte er sich nach seiner Pensionierung neben den Stallungen und den vier großen Wirtschaftsgebäuden, in denen alle seine Maschinen und Traktoren und seine Bau- und Brennholzvorräte untergebracht waren, eine weitläufige Sägehalle eingerichtet. Im Freien stehen in einer Reihe mit

Blech abgedeckte große Stapel Bretter und Pfosten. Zuletzt hat er noch ein Lagerhaus für seine Brennholzvorräte gebaut und den Erdboden in einem der Stallgebäude betonieren lassen, um dort weitere Maschinen für die Holzbearbeitung aufzustellen. Die tragenden Balken des Holzlagers sind ausgemusterte Masten von elektrischen Leitungen, die er sich vom Stromkonzern unserer Gegend besorgt hat. Er musste nichts dafür bezahlen, die Leute dort in der Werkstatt waren froh, dass sie die imprägnierten Holzmasten nicht als Sondermüll entsorgen mussten. Nach dem Rundgang durch den weitläufigen Hof saßen wir in der Küche. Seine Frau war nicht daheim, sie arbeitete als Kindergärtnerin in der Gemeinde. Er hat Kaffee gekocht und einen Zuckerkuchen gebacken, der ein wenig angebrannt war. Wir hatten einander im Imkerverein kennengelernt. Er hat mich eingeladen, weil er im vergangenen Winter zwei Bienenvölker verloren hatte und mir nun die Rahmen und die Wachszwischenwände, die er übrig hatte, schenken wollte. Er ließ sich gerne von mir ausfragen, erzählte von seiner Kindheit und Jugend auf dem Hof. Er hatte nach der Schule das Meierei-Handwerk gelernt, dann in einer Tischlerei und später in einer Mechaniker-Werkstatt gearbeitet. Er begann mit Maschinen aller Art zu handeln, kaufte und verkaufte große und kleinere Hobel-, Bohr- und Fräsmaschinen, reiste im ganzen Land herum. Damit hat er viel Geld verdient. Er richtete sich eine kleine Fabrik für Schulmöbel ein, kaufte und vermietete Wohnhäuser, kam zu einem kleinen Vermögen. Mit diesem Besuch bei ihm begann unsere Freundschaft.

Nieselregen, kein Raureif. Ich reinigte nach der Morgenfütterung und dem Spaziergang die Futterschüssel des Hundes im schwarzbraunen kalten Moorwasser des Sees.

Habe auf dem Hochsitz den Sonnenaufgang weggedacht. Verschlafe das kurze Aufleuchten eines kleinen Stücks des blauen Himmels. Lasse meine Gedanken und Erinnerungen treiben, hin zum Haus Helmut Eisendles an der Grenze in der Südsteiermark, verliere mich in den aus der Vergangenheit auftauchenden Bildern. Das Knacken von dürreren Zweigen. Im Visier der Rehbock. Er steht, bewegt die Ohren, schaut lange hoch zu mir. Ich habe keine Lust zu schießen, betrachte ihn, bis er nach einer Weile wieder im Unterholz verschwindet.

Bei Ostwind ist es besonders still vor dem Haus. Das tägliche Radiohören kostet mich Überwindung, aber es ist notwendig, um nicht die Verbindung zur schwedischen Sprache zu verlieren, deren Gebrauch ich durch Hören und Lesen und Nachplappern erlernt hatte. Ich sollte mich fernhalten von diesem Journalistengeschwätz.

Vor ein paar Jahren habe ich den kleinen mit Benzin betriebenen Bootsmotor gegen einen Elektromotor eingetauscht. Die Batterien halten nicht lange, aber für zwei oder drei Ausfahrten reicht es. Von den Rändern des Kanals wachsen jedes Jahr neue Schilfgrasbüschel in die Fahrrinne, die im Laufe des Herbstes absterbenden Ausläufer des Fieberklees, die Seerosen und andere Sumpfpflanzen schneide ich ab und werfe sie ins Wollgras. An den Stellen, an denen fast jedes Jahr ein oder mehrere Elche durch die Verlandungszone ziehen, sind die ausgebrochenen und nun im Kanal schwimmenden Randstücke der Moorpflanzendecke zu entfernen. Sie sind so schwer, dass ich sie mit dem Buschmesser in handhabbare Büschel zerteilen muss.

Die drei dänischen Jäger haben vor einem Monat ein Elchkalb geschossen und uns nun zusammen mit Ingvar und seiner Frau zum Essen eingeladen. Sie hatten den Rücken des jungen Elchs sorgfältig gebraten und servierten ihn mit Wurzelgemüse und gebackenem Kartoffelpüree. Es wurde viel Wein getrunken, aus Kartons. Ingvar erzählte, dass er seine frühe Kindheit hier in diesem kleinen Waldhaus zugebracht hat. Da hat er alles gelernt, was man als Jäger und Wildhüter wissen muss. Er und seine fünf Geschwister hätten sich die Dachzimmer geteilt. Auf den meisten der kleinen Äcker, die seine Urgroßeltern auf dem vom König überlassenen Grundstück jeden Herbst mit ihren zwei Kühen umgepflügt und im Frühjahr geeegt hatten, ist in den vergangenen 50 Jahren wieder Wald aufgewachsen. Die Vorfahren hatten den Wald ohne Maschinen gerodet, die Bäume eigenhändig gefällt, die Wurzelstöcke ausgegraben und zu Brennholz verarbeitet, eine Wohnhütte aufgestellt, die jedes Jahr erweitert wurde. Sie hatten Hafer und Gerste angebaut. Ingvars Mutter, die nach ihrer Heirat mit einem Maurer als Einzige bereit war, den kleinen Hof zu übernehmen, vergrößerte den Blumen- und Gemüsegarten, kümmerte sich um die Kühe und die Hühner. Sein Vater hat neben der Hütte das kleine Waldhaus errichtet, es ist fast unverändert so erhalten geblieben. Sechs Kinder seien sie gewesen, sagte Ingvar immer wieder. Zwischen den nun wieder hochgewachsenen Bäumen sieht man noch die moosbedeckten Steine, die die Urgroßeltern und deren Kinder und Kindeskinde an den Rand der gepflügten Flächen getragen und zu kleinen Mauern aufgehäuft haben.

Im Schneeregen das vor dem Gemüsegarten erlegte Wildkaninchen ausgenommen und ihm das Fell abgezogen. Entschließe mich abends am Schreibtisch hier-

mit mein »Walden« zu schreiben und ein Buch daraus zu machen. Mit dem »transzendentalistischen« Denken des Henry D. Thoreau will ich aber nichts zu tun haben. Verlor mich in Erinnerungen an Stig. In der Scheune neben seinem Pferdestall wurden die Elche, die bei der herbstlichen Jagd von der Jagdgemeinschaft, der er angehörte, erlegt worden waren, mit einem Flaschenzug an den Deckenbalken hochgezogen, ausgenommen und abgehäutet. Stig und seine Nachbarn hatten zusammen ein Jagdgebiet von mehr als 900 Hektar.

Ich brauchte mehrere Jahre, bis ich aufhörte, für die am Haus und im Wald und auf den Feldern notwendigen Arbeiten bestimmte Termine festzulegen. Nun überlasse ich es den Launen des Wetters und dem Lauf der Jahreszeiten, wann ich welche Arbeit verrichte, wie ich meine Tage »gestalte«. Ich habe mich dem Wechsel des Tageslichts, dem Regen und dem Sonnenschein, den Mondphasen, der Wärme und der Kälte unterworfen. Es ist eine ganz eigene Form des sich in Geduld-Fassens, die ich damit gelernt habe. Bei den nicht zu vermeidenden Reisen zurück ins urbane Leben stehe ich oft verloren am Straßenrand, verstehe das Drängen, die Eile, die Geschwindigkeit, den Rhythmus, das Lärmen nicht mehr, starre gedankenverloren auf das »Gehudel«.

Die im Schuppen lagernden Winterreifen meines Autos waren für den bald notwendigen Wechsel der Sommerreifen zu reinigen. Rief bei Takvam an, dem Norweger, der sich am Rand des Dorfes eine Reifenwerkstatt eingerichtet hatte, um mit ihm einen Termin zu vereinbaren. Wir plauderten eine Weile. Vor ein paar Jahren hat er mich zusam-

men mit seinem Sohn, einem Medizinstudenten, besucht und das im Schuppen stehende Wrack eines Volvos aus den Fünfzigerjahren angeschaut, von dem ich ihm erzählt hatte. Er hat ein Faible für alte Autos. Ich hätte ihm den alten Wagen geschenkt, aber er war ihm zu stark verrostet. Wir tranken Kaffee, er bewunderte meine Bibliothek. Bei meinem nächsten Besuch bei ihm berichtete er stolz, dass sein Sohn im Internet nachgeforscht habe, wer ich sei. Leider seien alle Seiten über mich auf Deutsch geschrieben, da habe er nur wenig verstanden. Er werde zum Jahreswechsel sein Geschäft aufgeben, sagte er am Telefon, es sei nun auch für ihn Zeit für den Ruhestand.

Am Morgen dichter Nebel. Während des Spaziergangs mit dem Hund kommt die Sonne zum Vorschein. Noch wärmt sie. Es kündigen sich ein paar warme Herbsttage an, wie fast jedes Jahr um diese Zeit. Die Schweden nennen das den »Brittsommer«, der meist irgendwann nach dem 7. Oktober einsetzt, dem Tag der heiligen Brigitta. Das Birkenlaub leuchtet hellgelb, das Espenlaub wird mehr und mehr kupferfarben.

Erinnere mich beim Postholen an unseren alten Nachbarn, den vor fünf Jahren in einem Pflegeheim für demente Patienten verstorbenen Henning. Ich hatte ihn vor mehr als fünfundzwanzig Jahren nach einer Sturmnacht kennengelernt. Da fällte und zerteilte er eine über die Stromleitung gefallene Fichte. Damals wohnte ich noch in Berlin, war nur über ein verlängertes Wochenende hergekommen, war der schwedischen Sprache noch nicht mächtig, verstand ihn nicht ganz und fand nicht die richtigen Worte. Ein paar Tage später hat Henning meinen Briefkasten, den

ich lose auf einen Pfosten neben dem Weg gehängt hatte, neben dem seinen auf den Balken kurz vor dem Ende der Gemeindestraße angeschraubt. Da hängt er immer noch. Der Briefträger hat hier seinen Wendepunkt, fünfhundert Meter von unserem Haus entfernt.

Am Rand einer Lichtung im Birkenwald stehen dicht an dicht kleine Fichten. Ich nehme ein paar heraus und setze sie auf eine freie Fläche im Schlag. Habe danach mit dem leichteren Freischneider an den Rändern des Weges hinaus zu den Briefkästen das im Sommer hochgewachsene Gras, das Weidengestrüpp und das in den Weg hängende Heidekraut entfernt. Ich hätte das schon Anfang September machen sollen, da wären die Pflanzenreste, die ich am Ende zusammenreichte und im Jungwald verteilte, leichter zu handhaben gewesen.

»Was ist Kausalität? (...) Wenn die Sonne scheint, wird der Stein warm.« (Heidegger)

Das schöne, seit nun bald fünfzehn Jahren leerstehende alte Wohnhaus direkt neben dem Wendepunkt wurde von den nach Südfrankreich ausgewanderten Besitzern kürzlich an eine seltsame junge Frau vermietet. Ich erinnere mich noch an die Familie, die seinerzeit ein- bis zweimal im Monat dort die Wochenenden und ihre Ferien verbracht hat. Eines der beiden Kinder hatte das Down-Syndrom. Die Familie hat sich einen schmalen Pfad quer durch unseren Wald bis ans Seeufer freigeschlagen. Dorthin trugen sie, wenn sie baden gingen, ein kleines Schlauchboot: die Kinder schrien jedes Mal vor Vergnügen, wenn sie im Wasser plantschten oder sich anspritzten oder mit Schlamm bewar-

fen. Plötzlich kam niemand mehr zum Haus, der Pfad und die Badestelle am Seeufer waren rasch wieder zugewachsen. Die zu dem Haus gehörende südlich gelegene weitläufige Wiesenfläche wurde »vorschriftsmäßig« mit Fichten aufgeforstet, im Winter lag das Haus nun im Schatten der viel zu rasch aufgewachsenen Bäume. In das Haus war mehrmals eingebrochen worden, vor ein paar Jahren dann kamen immer wieder Handwerker, die es nach und nach renovierten. Die junge Frau, die nun eingezogen ist, kennt niemand von unseren Nachbarn, und sie hat sich auch nicht vorgestellt. Sie hat zwei Hunde und mehrere Katzen mitgebracht. Tagsüber arbeitet sie in einer Druckerei in Markaryd, meist kommt sie erst spätabends heim. Die Hunde fühlen sich nicht wohl in ihrem Zwinger, sie bellen vor allem vormittags stundenlang, die Katzen streunen herum, betteln um Futter. Ingvar erzählte, dass die jungen Leute, die manchmal zu Besuch bei der jungen Frau sind, zur dörflichen Drogenszene gehören. Auch tagsüber kommen immer wieder Autos zum Haus, junge Leute tragen etwas in den Schuppen, an den der Hundezwinger angebaut wurde, oder holen etwas von dort ab. Die junge Frau und ihre Bekannten lassen sich nicht gerne sehen, meist verschwinden sie hinterm Haus, wenn wir mit dem Auto vorbeifahren.

Fahre ein letztes Mal in diesem Jahr mit dem Boot durch die Verlandungszone auf den See hinaus. Die Schraube des Elektromotors bleibt im Kanal einige Male an den im Wasser langsam verrottenden Resten der Seerosen und des Fieberklees hängen. Es ist windstill und kalt. Am unteren Rand der tiefhängenden Wolken bewegen sich Reste des Frühnebels. Die schwarze Oberfläche des Sees ist spiegelglatt. Es

ist absolut still. Ich werfe die Angel aus, führe den Köder ganz langsam nahe dem steinigen Ufer durchs Wasser, steuere auf eine kleine Insel zu, fahre um sie herum. Durch eine der Buchten schwimmen etwa zwei Dutzend Singschwäne, die um diese Jahreszeit auf dem Weg vom Norden in die Normandie hier Rast machen. Sie geben seltsame Laute von sich, die in der feuchten Luft lange nachklingen. Sie werden, wenn das Wetter mild bleibt, ein paar Wochen hier am See Nahrung suchen. Schon in der nächsten Bucht ist es wieder still. Zwei Hechte habe ich gefangen, und einen großen Barsch. Gabi half das Boot aus dem Wasser zu ziehen und ein paar Meter weiter umzudrehen. Die Ruder und das Angelzeug legten wir in die Hütte neben dem Haus.

Hatte im Traum Mühe, mich im Spiegel wiederzuerkennen. Ich hatte das Gefühl, mich aus meinem vertrauten Lebensraum schreibend entfernt zu haben, war plötzlich umgeben von mir fremden Requisiten, hatte andere Gesichtszüge angenommen. Ich musste alle meine Kraft zusammennemen, um vom Schreibtisch aufzustehen. Die Haustür stand offen. Vor das Haus tretend, fand ich keinen Weg hinauf zum Bücherhaus, zwängte mich atemlos durch ein Dickicht, öffnete mit einem Brecheisen die Tür zur Bibliothek. Die Bücherregale an den Wänden waren nicht mehr meine, ich fand den Kram, den ich jahrelang gesammelt hatte, nicht wieder. Im Raum befand sich ein seltsamer Schemen, der mir Angst machte. Ich hatte mich gehäutet, es war mir kalt, ich hatte Schmerzen in den Beinen. Mit den Armen rudern wachte ich auf, hatte Mühe herauszufinden, wo ich mich befand. Dachte während meiner morgendlichen Verrichtungen und während des Frühstückes nach, warum ich hier im Waldhaus so häufig wieder archetypischem Traumerleben ausgesetzt bin.

Seit zehn Tagen keine Sonnenstunde. Jim und Gunilla sind zum Nachmittagskaffee gekommen. Wir reden und reden. Die beiden haben ihren Hof hinter einem Moorstreifen im Wald nicht weit von uns, aber es gibt keine direkte Wegverbindung zwischen unseren Häusern. Jim hat uns vor ein paar Jahren zum ersten Mal mitgenommen zur Jahresversammlung des Heimatvereins, in dem er Mitglied ist. Er hat 50 Jahre lang in der Kinderwagenfabrik von Emmalunga gearbeitet, vor sieben Jahren ist er in Pension gegangen. Gunilla war Grundschullehrerin im Dorf. Henning war ihr Onkel. Er hatte, wie er mir, als er noch bei Verstand war, einmal erzählt hat, seine Kindheit auf dem Hof verbracht, den jetzt Gunilla und Jim bewohnen. Als Schulbub hatte er zweimal in der Woche die Aufgabe, sehr früh am Morgen vier volle Milchkanen mit dem Ochsen gespannt ins Dorf zu führen. Gunilla kannte die Geschichte, die ihr Vater, Hennings Bruder, ihr immer wieder erzählt hat. Henning und ihr Vater mochten einander nicht, sie waren, was hier auf dem Lande oft vorkommt, verfeindete Geschwister.

Jeden Tag lesen. Mit den kürzer werdenden Tagen bleibt mehr Zeit für die immer neue Einübung ins Verstehen von Geschichten der Anderen. Wie im Morgengrauen die Landschaften sich aus der Finsternis lösen, Formen und Gestalten sich zu zeigen beginnen, sich die Natur in Bewegung setzt und dabei mehr und mehr von sich hören lässt, ihre Farben wieder ins Spiel bringt, so wirst du, in der Abenddämmerung die ersten Sätze einer Geschichte lesend, dich einfinden in der Vorstellung, im Bewusstsein des Erzählers. Die Nacht zum Tag machen. Auch wenn du die Durchwanderung der erzählten Welt immer wieder unterbrichst,

du bleibst so lange im Wahrnehmen deiner Wirklichkeit gebunden an diesen Nebenschauplatz, den ein geglücktes Buch dir verschafft, bis du es im Bücherhaus wieder ins Regal zurückstellst. Und fast jedes Mal ein anderes seltsames Nachdenken, manchmal ist es ein nur kurzes Innehalten, manchmal begleitet es mich über mehrere Tage ... da hast du das nächste Buch schon längst in die Hand genommen. Ich vergleiche die Bücher nicht miteinander. Gerne bin ich wochenlang mit ein und demselben Autor beisammen, glücklich, dass ich mit ihm im Gespräch bleibe, ohne mit jemandem darüber reden zu müssen. Immer weniger habe ich über Literatur zu sagen – immer mehr bin ich auf sie angewiesen. Manchmal schreibe ich einen Satz, der mir besonders gefällt und den ich mir merken möchte, auf einen Zettel, der dann monatelang im Bücherhaus herumliegt, bis ich endlich den Satz in eine Kladde eintrage oder wegwerfe.

Beim morgendlichen Spaziergang mit dem Hund trafen wir Ingvar. Er hatte die drei Jäger-Dänen besucht, ihnen eine Kopie der neuen Jagdverordnung, die ab dem ersten Januar des kommenden Jahres in unserer Gegend gelten soll, vorbeigebracht und ihnen die einzelnen Bestimmungen erläutert. Er stellte den Motor seines roten Volvos ab, stieg aus, beruhigte den vor Freude an der Leine zerrenden Hund. Wir plauderten über die Jagd, dass sich die Wildschweine so stark vermehrt haben, dass sie nun schon bis in die Hausgärten vordringen. Ingvar fragte mich, wie oft ich im Sommer angeln war, was ich da gefangen habe, ob ich schon auf allen Inseln des Sees gewesen sei. Und dann erzählte er, dass es in seiner Kindheit auf einer der größeren bewaldeten Inseln ganz nahe der Bucht, in die unser

Kanal durch die Verlandungszone mündet, eine von einer alten Frau bewohnte sogenannte Backstuga gab. Er und seine Freunde glaubten, die alte Frau sei eine Hexe gewesen. Von einem Tag auf den anderen sei sie im Jahr 1950 verschwunden gewesen. Er erinnere sich noch, dass an kalten Tagen aus dem Waldstück, das dem Ufer abgewandt war, Rauch aufgestiegen sei. Seine Erklärung, was eine sogenannte Backstuga sei, habe ich nicht verstanden. Er sagte, im Volkspark von Bjärnum befinde sich eine Rekonstruktion einer solchen alten Backstuga, die sollten wir uns anschauen. Da ich schon ein paarmal auf der Insel war, die Ingvar meinte, und dort zwischen den Föhren und Fichten, eingegraben in den Hang, eine ebene, festgetretene Fläche, Reste eines gemauerten Kamins und ein seltsames Steinfundament gesehen habe, von denen ich annahm, es seien vielleicht Reste eines Abenteuerspielplatzes für Kinder, wurde ich neugierig.

Einen der von mir filetierten Hechte hat Gabi mit Senfsauce zubereitet. Die anderen beiden Fische kamen in die Tiefkühltruhe. Unter den Föhren am Rand der Verlandungszone des Sees hatte ich die Fischabfälle in eine Mulde zwischen aus dem Boden ragenden dicken Baumwurzeln geworfen. Elstern und Dohlen haben sie heute am frühen Morgen entdeckt, wurden aber von einem Kolkkrabenpaar verschluckt.

Da es nicht regnete, machten wir gestern einen Ausflug nach Bjärnum. Das Heimatmuseum war zwar geschlossen, aber wir fanden zwischen den weit auseinanderstehenden uralten Buchen des Parkgeländes die Rekonstruktion einer Backstuga aus dem 18. Jahrhundert, auf die uns Ingvar hingewiesen hatte. In den steinigen, nicht sehr steil abfallenden Waldboden ist

ein an die drei Meter breiter Streifen eben in den Hang gegraben worden. An den Rändern dieser Grube sind Granitsteine aufgeschichtet, in die Rückwand ist eine Feuerstelle mit einem Schornstein eingefügt. Auf die dicken Granitsteinwände ist ein einfacher Dachstuhl aufgesetzt, das Nockbrett ist hinten in den Steinen des Rauchfangs festgemacht. An der Vorderfront aus einander überlappend zusammengenagelten Brettern befindet sich die Eingangstür und ein einfach verglastes kleines Fenster. Man durfte eintreten. Die Einrichtung: eine Bank, ein Tisch, auf einem Brettergestell ein Strohsack. In der Feuerstelle hing an einer Kette ein verrosteter Kessel. Diese Backstugas (ein *backe* ist ein Hang), die in manchen Gegenden auch Jordstuga genannt werden (zu Deutsch »Erdhütte«), durften an einer nicht nutzbaren Stelle einer Landwirtschaft nach Absprache mit dem Besitzer oder der Pfarrgemeinde von mittellosen und erwerbsunfähigen Personen oder Familien, aber auch von Handwerkern wie zum Beispiel Schustern oder Schreibern errichtet und bewohnt werden, manchmal zeitlich begrenzt, manchmal als ein Ausgedinge für altes und nicht mehr arbeitsfähiges Gesinde oder für Witwen und deren Kinder, ohne dass diese Leute dem Grundbesitzer Arbeit oder Geld schuldig waren. Ende des 19. Jahrhunderts sollen in Schweden mehr als 50.000 Menschen in solchen ausgebauten Wohnhöhlen Zuflucht gefunden haben, das stand auf dem Informationsschild neben der »Rekonstruktion«. Ich versuchte mir naturgemäß das Leben in einer solchen Behausung vorzustellen, vor allem in den langen eisigen Wintermonaten. Seine Haut retten, irgendwie durchkommen, dahinvegetieren. Ich erinnerte mich an die Romantrilogie *Der Wanderer* von Knut Hamsun: sein Ich-Erzähler hat mehrfach in solchen Erdhütten, die es wohl auch in den norwegischen Wäldern gab, Unterschlupf gefunden.

Die junge Frau, die das leerstehende Haus gemietet hat, bekam mehr und mehr Ärger wegen des Gebells der Hunde, die sich gegen Passanten sehr aggressiv gebärden. In der Gemeinde sind zwei anonyme Anzeigen wegen Tierquälerei eingegangen. Gunilla erzählte uns das.

Tagelang niemandem begegnet. Da drängen sich Gesichter von früher ins Bewusstsein. Wie schon einmal gelesene Bücher, im Zeit-Raum anders geworden. Jedes Gesicht hat seine Sprache. Mit einigen Gesichtern befreundet sein, anderen gegenüber Gleichgültigkeit empfinden, oder Verachtung. Die Freunde – die Feinde. Im einsamen Waldgehen an Gesichtern vorbeistreichen. Kein Mensch ist »von Natur aus« gut oder böse. Was ich in Gesichtern hineinlese, was ich aus ihnen herauslese, das sind Geschichten, die ich mir wahrscheinlich ausgedacht, aber nie aufgeschrieben habe. Ich kann keine Gesichter zeichnen. Es war mir lange nicht gleichgültig, ob mir jemand ins Gesicht lügt oder nicht, obwohl ich das Lügen an sich nicht schlimm fand. An einer bestimmten Stelle des Weges bleibe ich stehen, schaue über das immer anders in Erscheinung tretende Moor, verscheuche die Gesichter, als wären es böse Geister. An seltenen Abenden habe ich mein Vergnügen an Lavaters Phantasien über Geier oder Raben, Affen oder Ratten, Füchse oder Ziegen, denke dabei an alte Bekannte.

War nach dem Einkauf in einem Landkaufhaus weiter ins nächste Dorf gefahren. Ein Malermeister, der dort einen kleinen Farbenhandel betrieb, ist in Konkurs gegangen, sein Warenlager wurde abverkauft. Fand ein paar gute Pinsel und Farben, plauderte mit dem Sohn des Meisters, einem Automechaniker, der an diesem Freitag-

nachmittag aushalf. Gegenüber die schöne weiße Kirche mit dem schmucklosen Sakralraum. Auf dem Dorffriedhof vor der Kirche liegt Stig begraben. Ging zu seinem schlichten Grabstein, erinnerte mich an seine Geselligkeit, seine unglaubliche Lebenslust. Als ich ihn das erste Mal auf seinem Hof besuchte, hatte er bereits vier kleinere Herzinfarkte hinter sich. Er war Diabetiker, hielt sich aber nicht konsequent genug an die Therapie. Als er nur noch mit dem Rollator gehen konnte, habe ich ihm zusammen mit zwei Imkern aus dem Verein noch ein paarmal beim Bretterschneiden in seiner Sägehalle geholfen. Er stand daneben, gab immer wieder Anweisungen und Ratschläge, wenn einer der dicken Stämme schief auf dem Rollbrett lag oder sich nicht gleich an die Führungsschiene pressen ließ. Zur Jause servierte er uns jedes Mal Kaffee, Butterbrote und eine große Schüssel voll heißer Würstel. Er hat mir oft das Abfallholz überlassen, das ich bei jedem der Besuche bei ihm mit seiner Kreissäge in handliche Stücke schnitt, auf meinen Anhänger lud und heimführte. Er lebte und handelte, als habe er noch unendlich viel Zeit vor sich.

Der erste Nachtfrost. Die Dahlien, die neben der Treppe zum Haus und rund um den Zwinger noch rot, violett und blau geblüht haben, sind verbrannt. Im Laufe des Tages werden die anfangs noch grünen, schleimig verwelkten Blätter und Stängel schwarz. Wie jedes Jahr die falsche Hoffnung, der eine oder andere der Blumenstöcke könnte die Minusgrade überlebt haben. Gabi gräbt am nächsten Tag rundum alle Dahlien-Knollen aus, legt sie im Keller in Kistchen, deren Boden eine Handbreit hoch mit Sägespänen bedeckt wird. Ich habe

mittags das Stromkabel für die Beheizung der Hundekoje und der Wasserschüssel im Zwinger ausgelegt und angeschlossen. Wenn die Nachtfröste strenger werden, wird die Heizung eingeschaltet.

Habe im Bücherhaus im Lesefauteuil meine Gedanken treiben lassen. erinnerte mich an die wochenlange Arbeit mit den genau bemessenen, selbst gebauten Regalen. Die Deckenbalken des großen Raumes und die Paneele aus Fichtenholz dazwischen sind immer noch ganz hell. Im Laufe der Zeit werden sie dunkler werden. Ich habe sie nicht lackiert. Wie so oft dabei Erinnerungen an Stig. An einem sonnigen Herbsttag hat er mich angerufen. Ich sollte mit meinem Anhänger zu ihm kommen, er hätte mit einem alten Bekannten geredet, einem Zimmermann, der in einem kleinen Dorf in der nördlichen Nachbargemeinde immer noch ein kleines Sägewerk und eine Hobel- und Fräsanlage betreibe. Der Mann habe genau die Paneele, die ich für die Decke meines Bücherhauses brauche, und ich bekäme sie billiger, wenn ich sie direkt dort abhole. Stig ließ mich nicht über die breiten Landstraßen fahren. Auf schmalen Wald- und Feldwegen brauchten wir für die rund fünfzig Kilometer weit mehr als eine Stunde. Stig saß neben mir, redete und redete. Er wusste von all den größeren Höfen, an denen wir vorbeifuhren, Geschichten zu erzählen. Mit dem Zimmermann tauschte er Erinnerungen aus, ließ sich dessen Sammlung alter Fräsmesser zeigen, mit denen er Tür- und Fensterverkleidungen in den alten Profilen herstellen konnte. Die halbe Regalwand des Bretter- und Paneel-Lagers war voll mit solchen alten Musterhölzern. Als mein Anhänger voll beladen war mit den fehlerlos gefrästen und glatt gehobelten Paneelen und

alles fest verzurrt war, schrieb mir der Zimmermann mit einem Bleistift eine Rechnung. Ich überschlug die Summe und stellte fest, dass ich nicht halb so viel bezahlte wie das letzte Mal in der Baustoffhandlung. Auf dem Heimweg erzählte Stig, dass seine Frau, die Vorschullehrerin, ihn und den Hof verlassen habe. Sie habe sich im Dorf eine kleine Wohnung gemietet. Warum sie das gemacht habe, fragte ich. Das wisse er nicht, sagte er, sie hätten nicht weiter darüber geredet. Er habe ihr nur gesagt, sie könne mitnehmen, was sie brauche.

Habe die Preiselbeeren, die Gabi im Laufe des Spätsommers und des Frühherbstes gesammelt und in der Tiefkühltruhe aufbewahrt hatte, zu Marmelade verkocht. Neunzehn Gläser sind voll geworden.

Immer weniger kann ich die Frage »Wo bin ich?« (morgens noch halb schlafend) von der Frage »Wer bin ich?« unterscheiden. Meine Orte und meine Selbsterfahrungen. Ich muss mir oft sagen, ich bin jetzt »hier anwesend«. Anwesen – von selbst stellt sich dieses Selbstgefühl nicht ein.

In jenem Herbst hatte Stig seine zwei Pferde verkauft. Wir sahen uns mindestens einmal im Monat. Es ging ihm zunehmend schlechter. Im Dezember dann sein nächster Herzinfarkt. Es war mit dem Auto unterwegs, auf dem Heimweg von einem Behördentermin in der Landeshauptstadt. Er verlor während der Fahrt auf der Halbautostraße das Bewusstsein, sein Auto durchbrach den Wildzaun und holperte über Felsen einen Hang hinauf bis zu einem Waldrand, wo sich der Wagen mehrmals überschlug und auf dem Dach zurück an den Straßenrand rutschte.

Manfred Mixner, geb. 1947 in Graz, lebt in Südschweden. 1970/71 Kulturredakteur der Grazer NEUEN ZEIT, 1972 Mitarbeit am Grazer Schauspielhaus, 1973-79 freier Journalist, 1979-83 Abteilungsleiter für Literatur und Hörspiel im ORF Graz, 1984-86 Abteilungsleiter für Ö1 Radioliteratur in Wien, 1987-2002 Leiter der Abteilung Hörspiel und Radiokunst am Sender Freies Berlin. Lehrtätigkeit in Salzburg, Klagenfurt, Berlin und Jena. Seit 2002 im Ruhestand, schreibt Essays, Erzählungen und Romane.

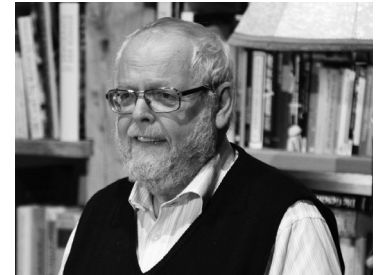


Foto: Wilfried Gottwald

Manfred Mixner in der edition keiper



Verstrickt in Geschichten
Versuche, Reden, Miszellen

170 Seiten, broschiert
EUR 16,50 (A) | 16,05 (D)
ISBN 978-3-9503343-0-2



Versuche Geschichten zu verstehen
Werk-Interpretation

200 Seiten, broschiert
EUR 18,00 (A) | 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-59-0

Geschichten von Anderen
Feuilletons über Autoren

232 Seiten, broschiert
€ 19,90 (A) / 19,36 (D)
ISBN 978-3-903144-01-9



Reise nach Abydos
Roman

180 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-902901-52-1



Der Ziegenkopf
Kriminalroman

216 Seiten, Pappband
EUR 18,70 (A) | 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-24-8

Die Generalin
Roman

180 Seiten, Pappband
EUR 20,00 (A) | 19,45 (D)
ISBN 978-3-903144-35-4



Tote Musik
und andere Erzählungen

168 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-902901-78-1



